

Jörg Helmrich

RETTUNGS GASSE

Von ausweglosen Situationen
und wundersamen Einsätzen.
Wahre Erlebnisse eines Feuerwehrmanns.

*Ich widme dieses Buch allen Mitarbeiterinnen und
Mitarbeitern der Feuerwehr Duisburg und unterscheide
dabei nicht zwischen Berufs- oder ehrenamtlicher
Feuerwehr. Wir sind eine Feuerwehr. Es war und ist mir
stets eine Ehre, mit euch gemeinsam im Dienst der Bürger
das Beste zu geben.*



Inhalt

Einleitung	11
1. Gestrandet auf dem Autobahnkreuz	17
2. Meine erste Leiche	29
3. Freier Fall	41
4. Dicke Säue	49
5. Ohne Worte	57
6. Wenn es stinkt	69
7. Die Explosion von Hermann Wenzel	79
8. Ein herrliches Unwetter	85
9. Die weißen Riesen	95
10. Der Schlafsaal	105
11. Die Loveparade-Katastrophe	113
12. Wohnungsbrand an Heiligabend	135
13. Die Vogelspinne	143
14. Das Ding mit den Balken	151

15. Alisa	159
16. Im Puff	169
17. PunZug	177
18. Messehalle 8A	189
19. Havarie auf dem Rhein	199
20. Was wir alleine nicht schaffen	207
Ein Wort zum Schluss	215
Dank	219
Anmerkungen	221

Denn wir wissen, dass Not uns lehrt durchzuhalten,
und wer gelernt hat durchzuhalten, ist bewährt,
und bewährt zu sein festigt die Hoffnung.
Und in unserer Hoffnung werden wir nicht enttäuscht.*

Römer 5,3–5

**Jeder Feuerwehreinsatz ist anders. Und doch gab es in den Jahren meines Dienstes zahlreiche Ähnlichkeiten, Lehren und Erfahrungen, die ich in den vielen unterschiedlichen Erlebnissen erkannt und für mich gefunden habe, um – so jedenfalls die Hoffnung – zukünftige Handlungs- und Entscheidungsprozesse anzupassen und zu verbessern. Ein Gedanke, den ich für mich persönlich so auch abgeleitet in der Bibel finde: Wer in einer Situation – und ist sie noch so dramatisch – durchgehalten hat, ist gefestigt für Zukünftiges. Ein Versprechen, das mir für meinen Dienst Zuversicht und Hoffnung schenkt.*

1. Gestrandet auf dem Autobahnkreuz



Einsätze beginnen für gewöhnlich mit einer lautstarken und gut sichtbaren Alarmierung. Auf allen Feuerwachen, in allen Büros und Räumlichkeiten sind dazu Lautsprecher montiert, die von der Leitstelle bedient werden können. Mit den Jahren entwickelt man als Feuerwehrmann eine Art Instinkt, wann der nächste Alarm ertönt, jedenfalls bildet man sich das ein. Auf mancher Feuerwache knackt auch etwa ein oder zwei Sekunden vor dem Alarm der Lautsprecher. Ein kaum hörbares, aber dennoch wahrnehmbares Knacken. Dann folgt die Durchsage der Leitstelle, die nicht nur den Anlass und den Einsatzort bekannt gibt, sondern auch die nötigen Informationen mitteilt, wer losfahren soll. Allerdings plärrt manche Durchsage so schrecklich aus den Lautsprechern, dass man gelegentlich Mühe hat, sie zu verstehen. Vor allem, weil fast parallel dazu ein unüberhörbarer Gong erklingt und – äußerst praktisch des Nachts – zugleich das Licht in den Räumen und Fluren eingeschaltet wird. Jetzt wird jedem klar, dass ein Einsatz bevorsteht. Dann heißt es ab zum Fahrzeug. Schutzkleidung in Form von Überhose, Stiefel, Jacke und Helm an. Einsteigen. Blaulicht und Martinshorn einschalten. Und ab geht die Feuerwehr.

Doch es gibt auch die Einsätze, die sich schon vorher irgendwie ankündigen, und zwar lange vor der eigentlichen Alarmierung. So auch jener, der in Form einer Rauchsäule, die eines heißen Sommertages vom Bürofenster meines Kollegen aus deutlich über dem Autobahnkreuz Duisburg-Kaiserberg zu sehen war.

„Deine Baustelle!“, war seine schlichte Reaktion, denn an diesem Tag war ich Einsatzleiter für die Nordhälfte des Stadtgebietes. Und dieser Bereich schloss das Autobahnkreuz, das die viel befahrene A3 (Oberhausen – Frankfurt) mit dem „Ruhrschnellweg“ (A40) verbindet, mit ein.

„Abwarten“, dachte ich einen Moment lang. Doch dieser Gedanke hatte mein Hirn noch nicht ganz überwunden, da ging mein Pieper los und die Durchsage und der Gong der Leitstelle übertönten die emsige Büroatmosphäre. Der gerade frisch eingeschüttete heiße Kaffee musste nun in meinem Büro ohne mich klarkommen. Nur wenige Augenblicke später saß ich im Fahrzeug und verließ das Gelände der Feuerwache schnell und zielsicher Richtung Autobahn.

Autobahnkreuze haben als Einsatzort so ihre Tücke. Auf welcher Fahrspur befindet sich die Gefahrensituation? Und in welcher Richtung? Die Person, die den Unfall meldet, muss genau wissen, wo sie sich im Autobahnkreuz befindet. Und diese Information muss sie anschließend am Telefon über den Notruf sachlich, schnell und möglichst fehlerfrei übermitteln. Wenn dann der Kollege in der Leitstelle noch nachfragen muss, weil sich die Stimme des Anrufers vor Aufregung überschlagen hat, wird das Ganze noch schwieriger. Daher sind solche Einsatzstellen nicht immer leicht zu finden. Von der Autobahn aus das letzte Stück auf Sicht zu fahren, ist leider, selbst wenn man die Rauchsäule sieht, keine Option. Schließlich heißt das Autobahnkreuz Kaiserberg im Volksmund nicht umsonst „Spaghettiknoten“. Zwar findet man sich als ortskundiger Feuerwehrmann eigentlich ganz gut zurecht. Wie gesagt: eigentlich. Denn letzten Endes ist man angewiesen auf die Beschreibung des Anrufers, einer vielleicht ortsfremden Person, die dieses Gewirr an Fahrspuren, Ebenen, Auf- und Abfahrten nicht so einfach zu durchschauen vermag.

Was war nun passiert? Die Meldung, die wir auf der Wache bekommen hatten, lautete: schlicht: Pkw-Brand. Oder etwas ausformulierter: Ein Wohnmobil war in Brand geraten.

Die Anfahrt auf der Autobahn gestaltete sich für uns kompliziert. Alle drei Fahrspuren waren dicht. Keine Rettungsgasse. Kein

Durchkommen. Wir kamen nur im Schrittempo voran. Natürlich mit eingeschaltetem Martinshorn. Dass diese Warnanlage außerhalb der Fahrzeuge, auf den Straßen, schön laut ist, damit wir während einer Einsatzfahrt gehört und besser wahrgenommen werden, ist prima. So schaffen andere Verkehrsteilnehmer schnell Platz, damit wir weitgehend ungehindert durchkommen. In einem Stau auf der Autobahn nutzt das ohrenbetäubende Getöse dagegen aber recht wenig. Es ausschalten kann man jedoch auch nicht. Also rollen wir laut dröhnend in Schrittgeschwindigkeit dem Unfallort weiter entgegen. Mittendrin trifft dann noch der ein oder andere Hinweis über Funk ein, der kaum zu verstehen ist – eben weil das Martinshorn auch den Innenraum ordentlich beschallt.

Die Geräuschkulisse belastet nicht nur das Gehör, sondern auch das Nervenkostüm. Jedenfalls meins. Doch am nervigsten an der ganzen Situation ist, dass man zwar schon von Weitem sehen kann, wo die Einsatzstelle ist, da die Rauchsäule kerzengerade nach oben abzieht, man aber nur wie eine Schnecke vorankommt, weil die Autobahn komplett dicht ist. Wären die Autofahrer nicht so nah aufgefahren, sondern hätten ausreichend Abstand zu ihrem jeweils vorausfahrenden Fahrzeug gehalten, könnte jetzt jeder ganz bequem nach links oder rechts ausweichen und die dringend benötigte Rettungsgasse bilden. Haben sie aber nicht! Stoßstange an Stoßstange ist der Tod jeder Rettungsgasse. Immer.

Es schmerzt jeden Feuerwehrmann, den Einsatzort bereits vor sich zu sehen und wichtige Sekunden oder gar Minuten zu verlieren, weil der Verkehr stockt. Aussteigen und losrennen ist da auch keine Option, obwohl es mittlerweile auch Berichte gibt, wie Kollegen sich ein Herz gefasst haben und in voller Montur Hunderte Meter, in einigen Fällen sogar Kilometer, zum Unfallgeschehen gespurtet sind.¹



Endlich sind wir angekommen. Am Statusgeber im Fahrzeug drücke ich die „4“. Damit weiß die Leitstelle, ohne dass ich funken muss, dass ich an der Einsatzstelle eingetroffen bin. Ein System, das vor Jahrzehnten eingeführt wurde und bestens funktioniert.

Hinter der Leitplanke sehe ich zwei Erwachsene stehen, einen Mann und eine Frau. Die Frau hält ein Baby auf dem Arm. Vor ihnen qualmt nur noch eine Rauchsäule, die in der Zwischenzeit deutlich kleiner geworden ist. Kein Wunder, denn das Wohnmobil ist nun weitgehend abgebrannt und fast ganz verschwunden. Ich übertreibe nicht. Vorhanden war nur noch das Fahrgestell inklusive Felgen und den Fragmenten zweier Nummernschilder, von denen eins sich in den Asphalt fest eingebrannt hatte.

Die dreiköpfige Familie stand da und war völlig erschüttert. Sie hatte tatenlos mitansehen müssen, wie ihr Wohnmobil in Flammen aufging. Wir löschten den Rest des Fahrzeugs schnell ab. Anschließend ließ ich über den anwesenden, aber etwas überfordert wirkenden Polizisten einen Abschleppdienst bestellen. Der Schrott musste ja irgendwie weg, runter vom Autobahnkreuz.

Der Fahrer und Besitzer des einstigen Wohnmobils erklärte mir noch, dass er erst vor ein paar Stunden das Fahrzeug vom TÜV abgeholt habe und alles in Ordnung gewesen sei. Ich drückte halb interessiert mein Erstaunen darüber aus und dachte zugleich: *Tja, der TÜV nützt jetzt leider auch nix mehr!* Mehr wusste ich aber nicht dazu zu sagen.

Die Ursache dafür, warum das Wohnmobil in Brand geraten war, blieb uns unklar. Warum etwas in Brand gerät, interessiert uns als

Feuerwehr selten. Hierfür gibt es bei der Kriminalpolizei Profis, die kommen, nachdem wir fertig sind. Unsere Aufgabe ist das Retten, Löschen, Bergen und Schützen – nicht das Ermitteln.

Während der Löscharbeiten stand die kleine Familie sichtlich schockiert und fast regungslos in sicherem Abstand zum Wrack hinter der Leitplanke und sah uns zu. Für eine Feuerwehr ist solch ein Kraftfahrzeugbrand nichts Besonderes. Wir rücken aus, löschen das Fahrzeug, kehren rasch das eine oder andere zusammen, streuen eventuell noch etwas Öl ab, geben anschließend der Polizei Bescheid und verabschieden uns wieder. Business as usual. Nichts wirklich Aufregendes.

Im Grunde hätte auch dieser Einsatz so verlaufen können. Ich selbst war sowieso nur deswegen dabei, weil es sich um eine Einsatzstelle auf der Autobahn handelte und es dadurch eventuell einen größeren Koordinierungsbedarf mit der Polizei hätte geben können. Doch den gab es nicht ... jedenfalls so lange nicht, bis mir klar wurde, dass wir nicht einfach wieder einrücken konnten, wie wir es normalerweise tun. Wir standen immerhin mitten im Autobahnkreuz Kaiserberg. Überall um uns herum waren Fahrspuren, in jede Himmelsrichtung. Und hinter der Leitplanke stand immer noch mitten in der prallen Sommersonne eine dreiköpfige Familie: Vater, Mutter und ein Baby, die soeben ihren fahrbaren Untersatz und damit vermutlich eine ganz Menge persönlicher Sachen verloren hatten.

„Können Sie die drei mitnehmen?“, fragte ich den Polizisten. Seine Stirn legte sich in Falten, und zwar so, als ob ich eine komplizierte Rechenaufgabe oder geradezu unmögliche Frage gestellt hätte.

„Also, ich meine die Familie mit dem Baby. Die drei kommen ja wohl kaum von hier weg!“, ergänzte ich.

Der Polizist brauchte noch einen Moment.

Daraufhin machte ich den dritten Anlauf, diesmal etwas ernster und mit dem Nachdruck eines Einsatzleiters, der sich jetzt endlich Gehör verschaffen wollte.

„Sie fahren einen Pkw, haben drei Plätze frei. Also, wie wär es, wenn sie die drei jetzt mitnehmen?“

„Nein!“, antwortete der Polizist. Es ginge einfach nicht. Seine Antwort irritierte mich sehr; sie rauschte bei mir von einem Ohr zum anderen und verließ sogleich wieder meinen Kopf. Jetzt lag meine Stirn in Falten. Aber so was von! Normalerweise bin ich jemand, der in einer solchen Situation erst einmal tief Luft holt. Entweder um anschließend aufgebracht und einigermaßen ungehalten davonzulaufen oder um meinem Gegenüber recht unmissverständlich meinen Standpunkt deutlich zu machen. Ich entschied mich für den Mittelweg: Luft holen, keine weitere Diskussion, weggehen und nach einer eigenen Lösung suchen.

Als Feuerwehrmann muss man manchmal erfinderisch sein. Wir leben stets nach dem Prinzip: Problem erfasst, Lösung wird gesucht, gefunden und rasch umgesetzt.

Der Vater hinter der Leitplanke schaute zu mir und ich sah in seinem Gesicht ein gewisses Maß an Hilflosigkeit. Kaum verwunderlich. Er hatte mein Gespräch mit dem Polizisten beobachtet, aber wegen der lauten Nebengeräusche hier an der Autobahn nicht mitbekommen. Ich versuchte erst gar nicht, mir vorzustellen, wie ich es an seiner Stelle empfinden würde, wären meine Frau, unser Kleinkind und ich in dieser Situation.

Der Einsatz war für uns als Feuerwehr nun weitgehend abgeschlossen. Die lange Autoschlange, die sich hinter uns gebildet hatte, passierte nun allmählich die Unfallstelle. Und manch neugieriger Blick versuchte bei Tempo 10 km/h Details an der Unfallstelle

zu erspähen. Eigentlich wartete nur noch jeder meiner Kollegen auf mein Signal, dass wir wieder einrücken, zurück zur Feuerwache fahren, raus aus den dicken Klamotten und eine kalte Flasche Wasser trinken könnten. Also beriet ich mich kurz mit meinen Kollegen und fragte sie dann, ob sie für die Familie etwas enger im Löschfahrzeug zusammenrücken könnten. Das „Gruppenkuscheln“ war sofort beschlossen.

Die Sache war klar: Wir nehmen diese zweieinhalb Personen mit. Irgendwie.

Schließlich ist auch das eine Form der Menschenrettung.

Und ihr wenig Hab und Gut, das noch am Straßenrand stand, verstaute wir in irgendwelchen Ecken und Schubfächern unserer Fahrzeuge. Der Vater stieg dann ins große Löschfahrzeug und die Mutter kam mit dem Säugling zu mir in den Einsatzleitwagen, damals so ein SUV, der von außen groß, von innen aber sehr klein war. Meine Passagiere nahmen Platz auf der Rücksitzbank.

Das Ganze war eine wirklich komische Situation. Der Leitstelle erklärte ich über Funk, dass wir zwar einrücken, aber nicht wieder einsatzbereit für den nächsten Einsatz wären – ohne weitere Angabe von Gründen.



Während der Rückfahrt gab der Säugling eine Kostprobe seines Geschreis. Ohrenbetäubend beschreibt es wohl am besten. Und ich dachte kurz zurück an das lange Getöse auf der Hinfahrt. In einem Wettbewerb gegen die Lautstärke eines Martinhorns hätte der Kleine wohl gewonnen. Sehr beeindruckend, wie ich finde. Die Mutter

sprach zu allem Überfluss kein Wort Deutsch und das Kind sowieso nicht.

Als Vater kennt man vielleicht solche Situationen: Das eigene Kind weint und sofort geht die Analyse los, was denn wohl der Grund dafür sein und wie man das Weinen am schnellsten und nachhaltigsten besänftigen könnte. Und das aus zwei guten Gründen: Zum einen möchte man dem Kind das Problem nehmen, zum anderen möchte man seine Ruhe haben. Die Reihenfolge ist dabei austauschbar.

Für mich bekommt manchmal eine bestimmte Bibelstelle eine ungeahnte Griffigkeit. Und ich stelle fest: Es sind die kleinen Dinge des Lebens, die vielleicht sogar unscheinbaren Momente, die sich lohnen, im Licht der Bibel betrachtet und durchdacht zu werden. Insofern bedeutet für mich der christliche Glaube nicht das Abarbeiten eines Regelwerkes oder der Versuch dem äußeren Schein nach ein lieber Mensch zu sein. Jeder, der mich kennt, wird das (leider) bestätigen können. Mir ist wichtig, dass die tägliche Praxis, die Lebensschule, durch die wir alle irgendwie durchmüssen, wenn auch nicht durchwollen, mit Vertrauen auf Gott in ein geniales Mischungsverhältnis gerät, sodass Gott selbst erfahrbar wird. Und ich möchte gerne zeigen, dass Theorie und Praxis in punkto Christsein nicht zwei unterschiedliche Dinge, sondern deckungsgleich zu leben sind. Zeitlich, inhaltlich und emotional. Zugegeben: Bisweilen diene auch ich nur als schlechtes Beispiel und verdecke diese Frömmigkeit durch mein viel zu großes Ego. Aber: Ich lerne noch.

Und manchmal sind es eben Kinder, die den Blick für das große Ganze öffnen und es praxistauglich machen. Nicht unbedingt die eigenen, sondern die, die man an der Einsatzstelle trifft und darüber einen kurzen und intensiven Impuls erhält.

In diesem Fall schrie das Kind ohne Unterlass, weil es Durst hatte. Das Gefühl kannte ich sehr gut, ging es mir doch nach diesem Einsatz in sengender Hitze nicht sehr viel anders. Also reichte ich der Mutter eine große Flasche Sprudelwasser. Mit beeindruckendem Geschick verabreichte sie dem Kind das köstliche Wasser und gab ihm damit genau die Erfrischung, die es so nötig hatte. Als ich das mitbekam, bis hin zum fröhlichen Glucksen eines trinkenden Säuglings, der dabei mehr Wasser über seinen ohnehin schon durchgeschwitzten Body bekam als in den Rachen, wurde mir wieder einmal deutlich, dass es mit uns „Großen“ doch eigentlich genau so ist:

Wir schreien in unserem Leben herum, sind vielleicht angesichts ausweglos erscheinender Lebenssituationen komplett durchgeschwitzt und saugen schließlich durstig das Wasser des Lebens in Form von Trost, Auferbauung und Hoffnung auf. Dabei handelt es sich nicht um ein Wasser aus natürlicher Substanz, sondern um Worte aus der Bibel, die – ob wir es uns je eingestanden hätten oder nicht – eine Macht und eine Wirkung auf uns haben, nach der wir so lange sehnsüchtig laut schreiend gesucht haben. „*Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!*“ (Offenbarung 22,17). Wir glucksen zwar etwas leiser, aber der Vorgang als solcher ist durchaus vergleichbar.

Die Rückfahrt dauerte nur ein paar Minuten. Wir luden die Familie bei der erstbesten Autovermietung ab und hatten ein sehr zufriedenes Gefühl. Wenngleich das Wohnmobil buchstäblich in Rauch aufgegangen war, so konnten wir doch mit sehr geringem Aufwand einer Familie wenigstens ein bisschen helfen.

Eine Feuerwehr ist kein medienaffines Unternehmen, das ausschließlich große Heldentaten vollbringt. Zugegeben, diese bestreiten wir auch, aber uns geht es mehr um das tägliche Einerlei, um die kleinen Handreichungen und Hilfestellungen, die jeder Mensch in

einer Ausnahmesituation dringend benötigt. Und da kann selbst ein Glas Wasser eine große Hilfe sein, wenn es darum geht, den inneren Brand zu löschen und damit der Feuerwehr eine völlig neue Bedeutung zu geben. Löschen – eben auch den Durst eines Säuglings.